



Rolf Bauerdick

ZIGEUNER

Begegnungen mit
einem ungeliebten Volk

Pantheon

Sämtliche Fotos auf den Bildseiten in diesem Buch
stammen von Rolf Bauerdick.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH.

Erste Auflage
Pantheon-Ausgabe Oktober 2015

Copyright © 2013 by Rolf Bauerdick
Copyright © 2013 by Deutsche Verlags-Anstalt
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München
Satz: Brigitte Müller
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-55279-7

www.pantheon-verlag.de

»Die Menschen suchen das Glück wie unser
Blut das Herz. Wenn kein Blut mehr zum
Herzen fließt, trocknet der Mensch aus, sagt
mein Vater. Das Ausland ist das Herz. Und
wir das Blut.«

Aglaja Veteranyi,

Warum das Kind in der Polenta kocht

Inhalt

VORWORT

»Ihr glaubt jeden Blödsinn, den man euch erzählt« 11

KAPITEL 1

Der Preis der Freiheit 21

Frostige Zeiten – Verlorene Schlachten um Lohn und Brot – Die Bleikocher von Heves – Der Tod in der Gaswolke – Wenn das Sozialamt bar auszahlt – Coșșa Mică: Rumäniens dunkle Seele – Die »Schwarzen« in der schwarzen Stadt – Stelian Coseriar: ein Überlebender, dem die Luft ausgeht – Die Last der Geschichte und das Erbe der Sklaverei

KAPITEL 2

Träume und Traumata 41

Freie Fahrt in Richtung Osten – Die Meister des Wartens – Zabiti, der Galan – Wolkendorf: Wo die Schotterpiste endet – Die Gabors: Clara, Gorbi und neun Kinder – Wenn der Deutsche kommt, wird alles gut – Ein Weiler wacht auf – Das traurige Ende einer Idee, die allen Erfolg verdient gehabt hätte – Die Sehnsucht nach dem gerechten Patron

KAPITEL 3

Orakel und fauler Zauber 61

Verteilungskämpfe um Kuchen und Krümel – Hellsehen in Tschentstochau: wenn sich das Tor zur Zukunft nicht öffnet – Eine Prophezeiung, die leider nicht eintrat – Rumänien: die Hexen und die Steuerprüfer – Über den Unterschied von Wahrsagen und angeblichem Wahrsagen – Geben und Nehmen: nur gegen Quittung – Mutter Rosas drittes Auge

KAPITEL 4

Aus der Zeit gefallen

79

Bulgarien: Mit einem Bein im Mittelalter – Pilzsammler ohne Pilze, Kupferschmiede ohne Kupfer und Bärenführer ohne Zukunft – Mit der Caritas unterwegs im rumänischen Blaj – Vom Winde verweht – Ganz unten: die Roma im Müll von Oradea – Keine Papiere, keine Existenz – Wovon lebt der Mensch? – Kinder, die sich selbst beschützen – Die Geschichte von den neuen Schuhen, die einen unglücklichen Jungen noch unglücklicher machten

KAPITEL 5

Im Sumpf des Hasses

101

Rassismus: Wenn Menschen zu Freiwild werden – Ein böser Gruß zum Namenstag – Tatarszentgyörgy: Als nachts die feigen Mörder kamen – Vier Serienkiller und die Saat der Angst – Der Nebel des Vertuschens – Pogrome in Rumänien: Es herrscht das Gesetz des Dschungels – Das Drama der Osternacht von Bolintin Deal – Versionen einer Tragödie – Recherchen unerwünscht: Das jähe Ende einer Geburtstagsfeier

KAPITEL 6

Unversöhnte Fronten

123

Gegen die Furcht: Alarmsirene und Überwachungskamera – Viktória Mohácsi: von der leidenschaftlichen Journalistin zu Ungarns meistgehasster Frau – Zwei unheilvolle Listen: Roma als Opfer, Roma als Täter – Der Tod eines Handballers – Ein politischer Fehler und das Ende einer Karriere – Einige verstörende Morde zu viel

KAPITEL 7

Das Versagen der Politik

143

Ein erhellender Besuch: in Ungarns Institut für Kriminalistik – Zigeunerkriminalität: ein Kampfbegriff – Sprachtabus und Denkverbote – Der Aufstand der Realität – Hühnerdiebe oder organisiertes Verbrechen? – Die Früchte des Zorns und die Gewalt der Ghettoisierten – Die Allianz des Schweigens – Ein Woiwode, der seinem Volk die Leviten liest – Kálló: ein Dorf in Angst – Professor Györis Theorie des Konfrontationismus

KAPITEL 8

Plädoyer für einen ehrenwerten Begriff 169

Zigeuner, die keine Roma, und Roma, die keine Zigeuner sein wollen – Ordnungsrufe im Parlament und ein irritierender Brief – Der Antiziganismus und seine Kritiker – Das »Z-Wort« oder wie ein Zigeunermädchen zur wilden Jo mutierte – Ein grotesker Streit um ein Denkmal – Historiker und die Sprache der Mörder – Zigeuner: eine Kategorie im »Land der Täter«?

KAPITEL 9

Der Aufstand des Anstands 193

Offene Worte – »Aber zitieren Sie mich nicht!« – Roma in Darmstadt und eine Annonce in der »Zeit« – Wie ein sozialdemokratischer Bürgermeister zum schlimmsten Rassisten nach 1945 avancierte – Der Abriss eines Hauses und ein Tsunami der Empörung – Wenn Politiker ins Schweigen flüchten – Aufruf zum Pogrom?

KAPITEL 10

Europa ohne Grenzen 209

Wenn Gadsche den Roma eine Stimme geben – Das Ende eines Straßenstrichs: Dortmunds Nordstadt – »Rotationseuropäer« und »mobile ethnische Minderheiten« – Diakonie und Security: Als die Helfer überfordert waren – Von Stolipinovo ins Ruhrgebiet – Verraten und verkauft: die Furcht der Radka Inkova – Warum Bulgarinnen, die nicht lesen können, für ein Mobiltelefon einen horrenden Preis zahlen – Frauen in Not

KAPITEL 11

Antiziganismus überall 239

Zwischen Melancholie und Sehnsucht: Alexandras »Zigeunerjunge« – Kitsch, Klischee und Spießertäume – Die letzten Nonkonformisten oder ein Volk ohne Eigenschaften? – Anti-Antiziganisten: das Kartell der Trüffelsucher – Der Amoklauf der politischen Korrektheit – Der bittere Rauch des Menyherb Lakatos – Und es blieb alles leer: Zigeuner ohne Blut und ohne Seele

KAPITEL 12

Von Blaj nach Lourdes

263

Audienz bei König Florin I. – Ein Palast ohne Prunk und eine Kirche ohne Glocken – Lucian, der Menschenfreund – »S'il vous plaît, madame«: Betteln für Kühlschranks, Couch und Clanboss – Illegale Bankgeschäfte: das Übel der Wucherei – Schlepper und Menschenhändler – Bettler in der Madonnenstadt – Monnaie petit für Tarzans Familie – Die Zerstörung des Mitleids

KAPITEL 13

Glaube und Schicksal

293

Eine Hochzeit, die keine war – Der Blick des fremden Auges und die Sehnsucht, gesehen zu werden – Die Schicksalsengel – Mächtige Kerzen für die allmächtige Madonna – Beter, Büsser, Hallelujas – Ein gescheiterter Deal mit Gott – Der Rom der Zukunft: kein Bier, kein Tabak, kein Tanz – Wir sind gleich, wir sind anders – Ein müder König und die verpasste Chance, ein Millionär zu werden

KAPITEL 14

Das verlorene Paradies

319

Wenn »Herz der Zigeuner« im Fernsehen läuft – Wenn Roma keine Roma mehr sind – Räderwerk Schule: die Mühlen der Auslese – Starke Nerven erforderlich: in der Școală Waldorf in Roșia – Carmen und die Hürde der achten Klasse – Zur Bildungssituation deutscher Sinti und Roma: Eine Studie erntet Widerspruch – Integration verändert die Integrierten – Das »heilige Feuer« und der »Funke des Trotzes« – »Ich habe gekämpft. Mein Leben lang.«

NACHWORT VON RUPERT NEUDECK

Ein mutiges Buch, das ein Ziel hat:

die Emanzipation der Zigeuner

353

AUSGEWÄHLTE LITERATUR

361

VORWORT

»Ihr glaubt jeden Blödsinn, den man euch erzählt«

Vor einigen Jahren fuhr ich mit den Ethnologen Elena Maruschikova und Vesselin Popov in den Osten Bulgariens. Das Ehepaar zählt zu den angesehensten Zigeunerforschern Europas und hatte erfahren, dass in einer entlegenen Hügellandschaft mit dem sinnigen Namen Lügenfeld eine Roma-Sippe campierte. Es waren Halbnomaden, Familien, die im Winter in der Industriestadt Harmanli wohnten und im Sommer mit Pferden, Eseln und Zelten über Land zogen, um seltene Harthölzer zu schneiden. Die Äste exportierte ein Aufkäufer nach Arabien, wo aus dem Holz edle Messerschäfte gefertigt wurden. Als die Männer abends mit vollgepackten Lasttieren hungrig in das Lager zurückkehrten, rührten die Frauen bereits in den Pötten über dem offenen Feuer. Beiläufig fragte ich den Sippenchef, was es zu essen gebe.

»Was wir finden«, antwortete Stojan Stajkov, ein überaus freundlicher Mensch. »Kaninchen sind gut, aber am besten schmecken Schlangen. Wir fangen sie zwischen den Sträuchern, ziehen ihnen die Haut ab und rösten sie über dem Holzfeuer.«

Ich notierte: »Holzschneider grillen Schlangen.«

»Was hat euer Reporter aufgeschrieben?«, fragte Stojan meine grinsenden Freunde.

»Dass ihr Schlangen esst.«

Die Männer bogen sich vor Lachen, die Frauen fassten sich entsetzt an den Kopf, Kinder kreischten. Ich schaute reichlich dümmlich drein, als Elena erklärte: »Kein Roma käme im Traum darauf, eine Schlange zu essen. Schlangen sind ein Tabu.«

»Ihr Schreiberlinge seid nette Leute«, klopfte mir Stojan auf die Schulter. »Ihr glaubt jeden Blödsinn, den man euch erzählt.«

Ich fürchte, der gute Stojan hat recht.

Die Zigeuner bezeichnen alle Nichtzigeuner als Gadsche, ein Begriff, der auch Dummkopf, Bauer oder Feind bedeuten kann. Trotzdem habe ich es als Gadscho stets als Glück empfunden, Menschen wie Stojan Stajkov zu begegnen. Und es gibt unter den Roma viele Stojans. Humorvolle, gastfreundliche, schlitzohrige, rundum liebenswerte Menschen. Der serbische Regisseur Emir Kusturica hat ihnen in seinen lebensprallen Filmen ein Denkmal gesetzt. Das Kinobild des freiheitswildem Zigeuners ist natürlich ein Klischee. Aber eines, das bisweilen die Wahrheit streift. Lange Jahre verkörperten die Zigeuner für mich das Fremde schlechthin, das anarchische, ungezähmt Andere, den Ort einer diffusen, gewiss auch romantisierenden Sehnsucht. Noch immer beruhigt mich die Gewissheit, dass eine Tagesreise entfernt, in slowakischen, ungarischen oder rumänischen Dörfern jene Stojan Stajkovs leben, denen der Habitus frostiger Distanziertheit und biederer Korrektheit fremd ist.

1990 fuhr ich erstmals nach Rumänien, um den Exodus der Siebenbürger Sachsen zu dokumentieren. Nach dem Ende der Schreckensherrschaft Ceaușescus konnten die Deutschen dem Reich der Schatten nicht schnell genug entfliehen und verscherbelten ihre Anwesen zu Spottpreisen. In viele Sachsenhöfe zogen Roma ein. Im Frühjahr darauf waren die Häuser ruiniert. Die neuen Bewohner hatten ihre Heime im wahrsten Wortsinn verheizt, zuerst die Klohäuschen, dann Türen, Fußböden und Dachbalken. Und weil bei Häusern ohne Dach auch die Dachrinnen überflüssig sind, wurde das Metall beim Schrotthandel versetzt. Die letzten verbliebenen Sachsen waren darüber keineswegs entsetzt. Sie meinten nur: »So sind sie halt, die Zigeuner.« Der Satz war kein Ausdruck von Ras-

»Ihr glaubt jeden Blödsinn, den man euch erzählt«

sismus, sondern der Fassungslosigkeit geschuldet, zu welchem sonderbarem Verhalten der Mensch fähig ist. Oft habe ich vor jenem Graben gestanden, der einen Gadsche von den Roma trennt. Die Koordinaten unserer Wahrnehmung und Welterklärung schienen mir verschoben, als tickten da Uhren zeitversetzt in asynchronem Takt.

Als Fotograf der Reportage »Die Zukunft der Zigeuner« besuchte ich mit dem *Spiegel*-Redakteur Hans-Ulrich Stoldt slowakische Roma-Siedlungen am Fuß der Hohen Tatra. In einer Kolonie oberhalb des Dorfes Stráne pod Tatrami sagte der Woiwode Ernest Badzora: »Wir würden auch gern so leben wie die Gadsche, aber wir werden ausgeschlossen. Nicht einmal der Bus fährt noch hoch in unsere Siedlung.« Nein, nein, erklärten die Leute im Dorf, der Busfahrer weigere sich, in die Kolonie zu fahren, seit er bedroht und bestohlen wurde. »Die Weißen wollen uns nicht unten in ihrem Dorf haben«, argwöhnte Badzora. »Deshalb haben sie die Miete für Familienfeiern in dem öffentlichen Gemeindesaal auf 6000 Kronen erhöht. Soviel können wir nicht bezahlen.« Nein, nein, meinte der slowakische Bürgermeister Pitonák. »Die Hälfte des Geldes ist eine Kautions. Die gibt es zurück, wenn alles heil geblieben ist. Denn beim letzten Mal haben die Roma Fenster, Stühle und Tische demoliert und die Glühbirnen gestohlen.«

Wer hin und wieder Rumänien bereist, dem springt links und rechts der Überlandstraßen ins Auge, dass eine beträchtliche Zahl von Roma in den letzten Jahren zu Reichtum und Ansehen gekommen ist. Nur habe ich mich immer gewundert, weshalb viele schmutzige Häuser, prächtige Villen, ja selbst protzigste Paläste unfertig ausschauten. Wie Rohbauten. Irgendwann fragte ich den Kupferschmied Victor Calderar, dessen Familie in einem üppigen, aber nackten Ziegelsteinbau am Ortsrand von Brateiu lebt, nach dem Grund. »Ist dein Haus fertig, bist du tot.« Was für ein Ausspruch! Ein Satz zum Mitschreiben! Mir schien er ein Ausdruck von Weis-

heit und Weitsicht. Bis mir mein rumänischer Begleiter, der Priester Lucian Mosneag, den profanen Hintergrund der ziganen Klugheit erklärte. »Ist dein Haus fertig, verlangt der Staat hohe Steuern.«

So sind sie nun mal. Hunderte Male habe ich diesen Satz gehört, und ebenso viele Male habe ich die Lebensweise der Roma gerechtfertigt: als Ausdruck des jahrhundertealten Erbes von Feindschaft und Ablehnung, Vernichtung und Hass; als Konsequenz von Versklavung und Leibeigenschaft; als Folge der Ohnmacht gegenüber Ausbeutern und Abschiebern und all den kühl kalkulierenden Populisten, die für ihre verkorkste Politik die Miserablen dieser Erde als Sündenböcke missbrauchen. Alles richtig, alles korrekt. Nur alles wenig hilfreich. Denn es gibt auch eine andere Wahrheit. Nach ungezählten Begegnungen in über zwanzig Jahren erinnere ich kaum einen Rom, der für die Wurzel seiner Misere ein Stück Verantwortung bei sich selber gesucht, geschweige denn gefunden hätte.

Unstrittig ist, dass die Roma nach dem Untergang des Sozialismus von den Gesetzen des freien Marktes ins soziale Elend katapultiert wurden. Bulgarische Schmiede und Verzinner haben keine Chance gegen billige Blechtöpfe aus China. Die ersten Arbeiter, die bei der Privatisierung ungarischer Paprika-Kolchosen entlassen wurden, waren die Zigeuner. Verhängnisvoll jedoch ist, dass viele keine Alternative zur staatlichen Alimentierung sehen, in Apathie erstarren und ihren Opferstatus verfestigen. Dabei zieht die Entwurzelung ihrer Familien einen fatalen Kreislauf aus Verelendung und Ghettoisierung, aus Gewalt und Gegengewalt nach sich, ein Prozess, der komplizierter ist, als dass die Mehrheitsgesellschaft immer nur die Täter stellt und die Minderheit immer nur die Opfer.

Verdrängt wird, dass die Zigeuner weit weniger von den Gadsche als von den Angehörigen des eigenen Volkes ausgebeutet werden. Sie selbst leiden am meisten unter Kindesmissbrauch, Frauenhandel und Zuhälterei, unter Kreditwucher, Erpressung und Banden-

»Ihr glaubt jeden Blödsinn, den man euch erzählt«

diebstahl. Die Kriminalität wird zusehends von verantwortungsbewussten Meinungsführern der Roma angeprangert, nicht jedoch von der moralischen Avantgarde der Gadsche. Sie missbraucht die Zigeuner als Objekt einer bloß imaginären Fürsorge, während sie die verschleißende Arbeit in den Armutsquartieren anderen überlässt. Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen und Lehrer verzweifeln daran, dass Eltern ihre Kinder als Analphabeten aufwachsen lassen, zwölfjährige Töchter gegen Brautgeld verlobt werden, um mit fünfzehn zu heiraten und mit zwanzig vierfache Mutter zu sein. Westeuropäische Intellektuelle attestieren den Roma jederzeit, als Opfer der Gesellschaft um ein eigenverantwortliches Leben betrogen zu sein. Aber sie schweigen allesamt, wenn bulgarische Zigeuner Hunderte junger Frauen auf den Dortmunder Straßenstrich schicken und skrupellose Verbrecher in Mailand oder Marseille, ja selbst im frommen Lourdes nachts in Hinterhöfen verwahrlosten und apathischen Kindern das Bettelgeld abknöpfen.

Ich erinnere mich an eine Begegnung mit einer Studienrätin, die nach eigenem Bekunden alles »über die Sintis und Romas« gelesen hatte. Entrüstet belehrte sie mich während einer Fotoausstellung im westfälischen Münster, dass Wilma Lakatos, die auf einem meiner Bilder ein Baby stillt, »nie und nimmer« eine Romni sein könne. Denn eine Roma-Mutter würde niemals vor einem Fotografen ihre Brust entblößen. Ich würde diese Lehrerin nicht erwähnen, wäre sie nicht repräsentativ für ein intellektuelles Klima, in dem sich politisch korrekte Meinungen hartnäckig gegen jedes Erfahrungswissen behaupten wollen. Ende der neunziger Jahre suchte ich eine promovierte Soziologin an einer deutschen Universität auf, die sich mit ihren Publikationen über die Zigeuner eine hohe wissenschaftliche Reputation erworben hatte. Ich zeigte ihr einige Fotografien, darunter ein Porträt eines ungarischen Rom mit seinem Pferd. Dass Gáspár György sich als Schrottsammler mehr schlecht

als recht durchs Leben schlug, interessierte die Forscherin nicht. Hingegen begeisterte sie sich für das geflochtene Zaumzeug des Kutschtieres. Die Knüpfarbeit nötigte ihr geradezu euphorischen Respekt vor dem handwerklichen Geschick der Zigeuner ab, ja sie glaubte sogar, das kunstfertige Pferdehalfter einem bestimmten Roma-Stamm zuordnen zu können, dessen Namen ich noch nie gehört hatte. Trotzdem befremdete mich die Soziologin weit mehr als jeder Zigeuner, dem ich je begegnet bin. Die Frau hatte sich ihr enormes Wissen komplett angelesen. Als wir uns verabschiedeten, verriet sie mir, noch nie in ihrem Leben eine Zigeunersiedlung betreten zu haben. Ein Hinweis sei an dieser Stelle eingefügt. Sollte die hier verwendete Terminologie zu Irritationen führen, ein Plädoyer für das Wort »Zigeuner« und Einblicke in einen grotesken Streit um die korrekten Begriffe liefert das Kapitel 8.

Der keimfreie Diskurs über die »Sinti und Roma« wird heute weitgehend von Antiziganismusforschern bestimmt, die Jahre in Bibliotheken und am Schreibtisch verbringen, aber keinen einzigen Tag ihres Lebens mit den Zigeunern auf osteuropäischen Müllkippen teilen; die von Kongress zu Kongress reisen, doch albanische, bulgarische oder ukrainische Elendsviertel nicht einmal vom Hörensagen kennen; die ignorieren, dass rumänische Waisenheime von Roma-Kindern überquellen, weil deren Eltern in westeuropäischen Fußgängerzonen betteln; die nie ungarischen Romungros eine Kiste Bier spendieren, nachdem sie beim Armdrücken verloren haben; die nicht mit spanischen Gitanos Tage und Nächte durchfeiern, aber trotzdem meinen, auf akademischen Podien den Sinti und Roma ihre Stimme geben zu müssen, verbunden gewöhnlich mit der Belehrung, wie rassistisch und antiziganistisch die Dominanzgesellschaft ist.

Als der französische Staatspräsident Nicolas Sarkozy 2010 rumänische Roma aus französischen Vorstädten ausweisen und ihre Lager zerstören ließ, nahm der Philosoph André Glucksmann die Abschie-

»Ihr glaubt jeden Blödsinn, den man euch erzählt«

bungen zum Anlass, die Ressentiments gegenüber den Zigeunern im »postmodernen Europa« kollektivpsychologisch zu deuten. In dem Essay »Die Angst vor uns selbst« schrieb Glucksmann in der *Welt*: »Die Aufhebung der Grenzen, die Europäisierung der Nationen, die Globalisierung des Kontinents, das alles schleudert jeden von uns in ein Universum ohne klare Orientierung und ohne feste Normen.« Der Rom, erklärte der französische Denker, »ist uns ein Abbild des Entwurzeltseins, ein beängstigender Teil unseres Schicksals! Die Furcht vor den Roma ist nur die uneingestandene Angst vor uns selbst.« Mag sein.

»Bleib von den Zigeunern weg!« Den Ratschlag gab mir eine verhärmte Rumänin aus Apold, als ich sie im Herbst 1990 nach dem Weg nach Wolkendorf fragte. Ihre Begründung, »die Schwarzen« würden Kirchenbänke verheizen, Glühbirnen stehlen und den Leuten die Kartoffeln vom Acker klauen, entbehrte nicht eines gewissen Erfahrungskerns. Ihre Warnung indes, nie meine Fotoapparate aus den Augen zu lassen, erwies sich als unbegründet. Zumindest in Wolkendorf. Hier konnte ich keine achtsameren Begleiter finden als die Kinder der Gabor-Zigeuner, die mir nicht von der Seite wichen und sich ständig zankten, wer meine Fototasche tragen durfte. Dass die Gabor, nebenbei bemerkt, die wohlmeinende Bezeichnung Roma ablehnten und darauf bestanden, Tzigani genannt zu werden, hielt ich einst mit dem Dünkel politischer Aufgeklärtheit für einen Mangel an ethnischem Selbstbewusstsein. Ich sollte mich irren.

Seit ich den Rat der Rumänin ignorierte, habe ich weit mehr als einhundert Reisen zu Zigeunern in zwölf europäischen Ländern unternommen. Dabei war ich nicht als Ethnologe, Soziologe oder Menschenrechtler unterwegs, sondern als Berichterstatter und Fotograf. Ich war ein Besucher. Ein Gast. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Rückblickend entsinne ich mich keiner Situation, in der man mir die Tür verschlossen hätte. Dennoch: Trotz aller Offenheit, Gewogenheit und Herzlichkeit blieb ich nicht selten der Fremde.

Der Gadscho, der nicht verstand. Für einen Völkerkundler ist das ein Problem. Nicht für einen Reporter. Ein Journalist ist in der privilegierten Lage, von seinem Befremden, seinem Nicht-Verstehen und bisweilen auch von seinem Erschrecken zu erzählen.

Als mich der *Playboy* vor einigen Jahren in einem Interview über meine Erfahrungen unter den Zigeunern befragte, bewies mein Gesprächspartner Rüdiger Winter den Mut zu unbefangenen Umgang mit vermeintlichen Vorurteilen. Er wollte wissen: »Wird man da nicht furchtbar beklaut?« Die Frage soll auch an dieser Stelle nicht unbeantwortet bleiben. Verglichen mit verlustreichen Reisen nach Südamerika nahmen sich die materiellen Ausfälle sehr überschaubar aus: ein Beutel mit benutzter Unterwäsche und schmutzigen Socken, diverse Plastikkugelschreiber und Einwegfeuerzeuge, eine Sonnenbrille, einige Miles-Davis-Musikkassetten sowie ein paar Zehnerpacks mit unbelichteten Diafilmen. Und dann war da noch eine teure Fotokamera, die plötzlich verschwunden war.

Ich hatte den Roma auf dem Gelände eines Zementwerks im rumänischen Turda Fotografien von einem früheren Besuch gezeigt, als ich in der Wohnstube von Carol Costea den Verlust bemerkte. Als ich drohte, ich würde das Haus nie mehr verlassen und selber ein Zigeuner werden, sollte der Apparat nicht zu mir zurückfinden, zog sich der Sippenchef Carol nachdenklich zurück. Nach einer halben Ewigkeit tauchte er wieder auf, die Kamera in seinen Händen, strahlend und mit der wohl wunderbarsten Erklärung, mit der je ein Diebstahl rückgängig gemacht wurde. Der Apparat habe sich, so Carol, aus meiner Fototasche heraus ins Nachbarhaus verirrt. »Weil nicht alle Zigeuner ehrliche Zigeuner sind.« Für mich gab es keinen Grund, dem guten Carol nicht zu glauben, als er mir versicherte: »Manchmal verschwinden wertvolle Dinge auf unerklärliche Weise. Und auf ebenso unerklärliche Weise kehren sie wieder zurück.«

»Ihr glaubt jeden Blödsinn, den man euch erzählt«

So sind sie halt, die Zigeuner. Einerseits. Andererseits wollten mir Roma einen Steinwurf von Carol Costeas Haus entfernt 1992 zwei Säuglinge verkaufen. Der Preis: 3000 Deutsche Mark. Und als ich zwanzig Jahre später die erste Alternativschule für Tzigani-Kinder unweit von Sibiu, dem siebenbürgischen Hermannstadt, besuchte, trat nachts vor meinem Hotel im historischen Zentrum eine junge Zigeunerin an mich heran und zupfte an meinem Jackett. Sie mag fünfundzwanzig gewesen sein. In gebrochenem Deutsch und mit ziemlicher Hartnäckigkeit bot sie mir zwei kleine Mädchen für sexuelle Dienste an. »Kannst du aussuchen. Eine blond, eine schwarz, beide süß. Ganz lieb.« In diesem Moment hätte der Philosoph André Glucksmann begreifen können, dass es nicht nur eine Furcht vor, sondern auch eine Furcht um die Roma gibt. Um ein zerrissenes Volk, das keine Gadsche braucht, um den Traum von ziganer Freiheit zu zerstören. Wohl aber, um diesen Traum gemeinsam zu verwirklichen.

KAPITEL 1

Der Preis der Freiheit

Frostige Zeiten – Verlorene Schlachten um Lohn und Brot – Die Bleikocher von Heves – Der Tod in der Gaswolke – Wenn das Sozialamt bar auszahlt – Coșa Mică: Rumäniens dunkle Seele – Die »Schwarzen« in der schwarzen Stadt – Stelian Coseriari: ein Überlebender, dem die Luft ausgeht – Das Erbe der Sklaverei und die Last der Geschichte

Meine erste Reise zu den Zigeunern in Ungarn endete 1995 an einem trüben Herbstmorgen am Nordrand von Budapest, in dem Dorf Kerepes im Hinterhof des Schrottsammlers Gáspár György. Dort hatte ich einige Arbeiter fotografiert, die sich eine geschlagene Stunde damit abplagten, einen platten LKW-Reifen von einer rostigen Felge herunterzureißen. Ohne jedes Werkzeug, mit bloßen Händen. Ständig fluchten die Männer, weil sie sich die Finger quetschten, dann plötzlich fluchte ich. Gerade noch hatte ich Gáspár mit seinem Kutschpferd porträtiert, als ein frecher Kläffer an einer Kette aus einem Bretterverschlag hervorschoss, mich in die Wade biss und wie ein Blitz wieder in seiner Hütte verschwand. Gáspár und seine Kumpel versicherten, der Köter sei normalerweise vollkommen friedlich. Er taugte daher auch nicht zum Wachhund, weil er bei Fremden immer den Schwanz einziehe, allerdings neige er seit einigen Tagen zu sonderbarem Verhalten, für das es keine Erklärung gebe. Jedenfalls meinten die Cigány, wie sie sich nannten, der Hund sei wahrscheinlich verrückt. Sie rieten mir, meine Reise zu unterbrechen und mich vorsichtshalber in Deutschland impfen zu lassen. Und weil ich nicht enden wollte wie die junge María Sierva, die in Gabriel García Márquez' *Von der Liebe und anderen Dämonen* nach dem Biss eines tollwütigen Hundes wegen einer vermeintlichen

Besessenheit zu Tode exorziert wird, ließ ich mir Zuhause vorbeugend ein paar Spritzen mit einem Antiserum geben.

Mit dem ersten Schneefall im Dezember kehrte ich nach Ungarn zurück, um Menschen zu treffen, von denen meine Begleiterin, die Journalistenkollegin und Dolmetscherin Viktória Mohácsi wusste, dass der freie Markt sie vom Prozess des Wirtschaftens ausschloss. Wir fuhren in Orte, deren Namen ich nie zuvor gehört hatte. Es hätten aber auch Hunderte anderer Ortschaften sein können, deren Namen zu behalten Mühe kostet, wenn man kein gebürtiger Ungar ist.

Bitterkalt war es geworden, und ein beißender Schneesturm fegte über die öden Ebenen der Puszta. Irgendwo zwischen Törökszentmiklos und Püspökladány verließen wir die Europastraße 60 und erreichten Tiszabö, ein Dorf, das von Gott verlassen und von Menschen geleert schien. Bis auf einen buckligen Greis, der mit einem Bündel Reisig einsam gegen den schneidenden Wind ankämpfte. Unendlich langsam quälte er sich vorwärts, hielt kurz inne, hob die Hand zum Gruß und zeigte mir, dass meine Vorstellungen von Lebenszeit und Effizienz hier am Ufer der Theiß keinen Wert besaßen.

Dreitausendfünfhundert Romungro-Zigeuner lebten in Tiszabö. Jahre nach dem Sieg der Freiheit dösten die Männer in der Dorfschenke auf kaputten Plastikstühlen vor sich hin. Sie wussten, dass sie die Schlacht um die Arbeitsplätze verloren hatten. Nur einer von zehn Männern aus Tiszabö stand in Lohn und Brot. Die anderen konnten sich nicht einmal betrinken, weil sie sich Bier und Schnaps nicht leisten konnten.

»Ich weine dem Kommunismus keine Träne nach. Aber das Leben war damals leichter«, erklärte József Mága, ein zupackender Sechzigjähriger mit kräftigem Händedruck. »Früher haben wir alle gearbeitet. Ich habe Straßen gebaut, Schienenstränge verlegt und auf den Feldern geschuftet. Was nützen uns Demokratie und Freiheit, wenn niemand uns Arbeit gibt. Man schickt uns in einen Krieg. Wir sollen kämpfen. Ohne Gewehre und Patronen.«

Ähnliches hatten auch ehemalige Kolchosearbeiter aus dem Städtchen Kalocsa behauptet. Die Gegend südöstlich des Plattensees ist berühmt für den Anbau von Paprika. Im Sozialismus waren drei von vier Roma in der Landwirtschaft beschäftigt, ungelernete Handarbeiter, die ihren Familien ein geregeltes Auskommen garantierten. »Mit den Forint, die wir verdienten, kamen wir über die Runden«, sagte Gabor Sztojka. Dann lösten die Gesetze des freien Marktes die planwirtschaftlich organisierte und subventionierte Agrarindustrie ab. Wie überall in Ungarn. Als das staatliche Paprika-Kombinat in Kalocsa mit seinen einst 2500 Arbeitern privatisiert und mit modernen Landmaschinen ausgerüstet wurde, saßen als erstes die Zigeuner auf der Straße. »Als Cigány musst du doppelt so hart arbeiten wie ein Weißer, um deinen Job zu behalten«, klagte Gabor. »Und beim geringsten Anlass fliegst du raus. Und dann stehst du vor der Tür des Arbeitsamtes. Einmal, zweimal. Vielleicht auch zehnmal. Irgendwann gehst du nicht mehr hin.«

»Mein halbes Leben lang war ich Klempner«, meinte auch der Nachbar János Korsós. »Heute bin ich dreiundfünfzig. Da stellt dich niemand mehr ein, schon gar nicht mit einem X in der Personalakte.«

Mit einem »X«?

»Daran«, so raunte mir János zu, »erkennt ein Firmenchef sofort, dass du ein Zigeuner bist.«

Mit kleinen, unscheinbaren Hinweisen in den Personalpapieren, erklärte Viktória Mohácsi, würden die Firmen bei Neueinstellungen viel Zeit sparen. »Weil sie dich als Zigeuner gar nicht erst zu einem Vorstellungsgespräch einladen.«

Obschon Viktória mit zwanzig Jahren recht jung war, moderierte sie Mitte der neunziger Jahre das *Cigány-Magazin* im ungarischen Fernsehen. Durch ihre engagierten und entschieden parteilichen Reportagen war sie über Budapest hinaus bekannt und unter den

700 000 ungarischen Zigeunern sehr geachtet. Vitza, wie sie gerufen wurde, war eine der ihren, eine Romni vom Stamm der standesbewussten Olah-Zigeuner, kämpferisch und leidenschaftlich, aber auch kompromisslos und konfrontativ, Eigenarten, die sie später als Abgeordnete im Europaparlament in Brüssel weiter ausprägen sollte. Von dem mächtigen Wirbel, für den sie als Politikerin in Ungarn sorgte, wird noch zu berichten sein. Die Roma vertrauten Viktória. Dies umso mehr, als sie mit Journalisten zusehends schlechte Erfahrungen machten. Aus der Kleinstadt Heves hatten Reporter so verächtlich über die »verantwortungslosen Dummheiten« der Zigeuner berichtet, dass die Presseleute zuletzt mit Steinen beworfen und vertrieben wurden. Als jedoch Vitza auftauchte, öffneten sich die Türen. Auch für mich, den Fremden, den Gadscho.

Die Ungarn nannten das Roma-Viertel an der Peripherie von Heves abschätzig Krakow, vielleicht weil sie die Zigeuner so wenig mochten wie die Polen. Ich hatte in Krakow eine Begegnung mit zornigen und wütenden Bewohnern erwartet, doch in Ferenc Konkolys schmuckloser Bierkneipe, in der eine Wandtapete mit herbstlichem Birkenwald so etwas wie Heimeligkeit verbreiten sollte, traf ich ausnahmslos wohlwollende Menschen. Ihre Freundlichkeit war ebenso groß wie ihre Sehnsucht nach einem gelungenen Leben. Sie erzählten ihre Version einer unheilvollen Geschichte, erwachsen aus Verzweiflung, naiver Ahnungslosigkeit und der Gleichgültigkeit der Behörden.

Weil die sozialistischen Staatsbetriebe längst bankrott waren und kein privater Arbeitgeber den Cigány aus Krakow einen Job gab, hatten sie sich Arbeit auf eigene Faust beschafft. Mit Pferdekarren und Lastwagen waren sie über Land getingelt, um auf Schrottplätzen und Autofriedhöfen ausrangierte Batterien zu sammeln. In primitiven, selbstfabrizierten Schmelzöfen verbrannten sie die Kunststoffe und glühten das Blei aus den Akkus. Keine der achtzig Bleikocher-

familien kam auf den Gedanken, sich vor den hochtoxischen Dämpfen zu schützen.

»Im Garten meines Nachbarn stapelten sich über tausend Autobatterien«, erzählt Gyuala Oláh. »Frag mich nicht, wie oft ich vor dem gefährlichen Zeug gewarnt habe. Immer und immer wieder.« Doch niemand hörte dem diplomierten Mechaniker zu. Bis die Kinder ihr Essen erbrachen und den Erwachsenen die Zähne ausfielen. Die knapp tausend Bewohner Krakows wurden zu einer Blutuntersuchung beordert. Fast zweihundert Kinder mussten in stationäre Behandlung und erhielten über Monate hinweg blutreinigende Infusionen. Auf Geheiß der ungarischen Regierung rückten Bulldozer an und trugen Tausende von Kubikmetern Erdreich ab. Der Boden von Krakow war völlig verseucht.

Mit seinen fünfunddreißig Jahren war Gyuala Oláh ein gebildeter, weltläufiger Mann. Lange hatte er in der Sowjetunion als Flugzeugmechaniker gearbeitet und legte, als würde ich ihm nicht glauben, eine Mappe mit Diplomen vor. In russischer Sprache. Nur nützten ihm die Zertifikate nichts mehr, denn nach Glasnost und Perestroika hatten die Russen keine Verwendung mehr für ihn, und auch in Ungarn waren sein Wissen und seine Arbeitskraft nicht gefragt. Auf viele qualifizierte Stellenangebote hatte er sich beworben, einige Male wurde er auch zu Vorstellungsterminen geladen. Doch Gyuala Oláh hat eine dunkle Haut. »Wenn ich durch die Tür eines Personalbüros komme, sehen die gleich, dass ich Zigeuner bin. Dann lächeln die Chefs und bedauern höflich, die Stelle sei leider schon vergeben.«

Dreißig Forint, nach heutigem Wert knappe zwanzig Cent, drückten die Schrotthändler den Bleikochern aus Heves für das Kilo des giftigen Schwermetalls in die Hand. Zu wenig zum Leben und genug zum Sterben – für die zweijährige Samanta Kállai. »Dauernd hatte die Kleine Schnupfen. Wir dachten, Samanta sei erkältet, aber dann aß sie nichts mehr und fiel ins Fieber«, erzählte ihr Großvater Menyhért. »Im Hospital konnten ihr die Ärzte nicht mehr helfen.«

Uralt schaute Menyhért Lólé aus, ausgezehrt und verbraucht, mit zerfurchtem Gesicht und dem welken Körper eines Greises, dabei zählte er gerade einmal neununddreißig Jahre. Nach dem Tod seiner Enkelin wusste er sich mit seinem Sohn Sándor nicht anders zu helfen, als zu einem schweren Hammer zu greifen. Damit klopten sie kurzerhand die Hälfte ihres Hauses weg. »Wir haben die Ziegel verkauft«, erklärte uns Samantas Vater Sándor. »Mit dem Geld haben wir den Sarg und die Beerdigung bezahlt.«

Von Heves aus fuhr ich über die E 71 weiter Richtung Nordosten und passierte bei Tornyosnémeti die Grenze zwischen Ungarn und der Slowakei. Ich folgte einem Gerücht. Ganz in der Nähe sollten zwei Roma bei einem Industrieunglück ums Leben gekommen sein. Tatsächlich fiel in Velka Ida, einem Dorf unweit der slowakischen Stadt Kosice, auf einem unscheinbaren Friedhof eine prächtige Grabstätte auf. In ihr waren die Zwillinge Peter und Pavol Jano zur letzten Ruhe gebettet. Der üppige Blumenschmuck aus billigen Plastikrosen stammte von slowakischen Romungro-Zigeunern, den teuren Granitstein und die Grabplatte mit den eingravierten Namen hatte die Gemeinde von Velka Ida gestiftet, als wolle man den Brüdern im Tod jene Ehre erweisen, die ihnen zu Lebzeiten versagt geblieben war.

Die Behausungen der Roma-Siedlung von Velka Ida waren von erschreckender Armseligkeit. Die winzigen Hütten, zusammengeschustert aus bröselnden Lehmziegeln, rostigen Wellblechen und Presspappe lagen direkt neben den ausgedehnten Industrieanlagen der VSZ, der Ostslowakischen Eisenhütte. Das Stahlwerk hatte sich aus sozialistischer Vergangenheit in die kapitalistische Gegenwart hinübergerettet, mit reichlichen Blessuren, so dass es Mitte der neunziger Jahre zu einem schweren Unfall kam. Eine Rohrleitung mit hochgiftigem Gichtgas zerbarst und setzte große Mengen Kohlenmonoxid frei, das neun Hüttenarbeiter das Leben kostete.

Zudem erstickten zwei Männer aus dem angrenzenden Roma-Slum. Ein Rätsel blieb, wie die beide arbeitslosen Peter und Pavol mit dem Gas in Berührung kamen.

»Die sind nachts in die Fabrik eingebrochen, um zu stehlen«, mutmaßten die slowakischen Nachbarn. »Werkzeuge, Kabel, Metall, irgendetwas Brauchbares.«

»Nein«, widersprach der Woiwode Ondres Jano: »Die beiden wollten sich bei den Arbeitern in der Werkskantine etwas zu trinken besorgen. Wenn ihnen der Schnaps ausging und der Laden im Dorf bereits geschlossen hatte, sind sie nachts immer durch ein Loch in dem Zaun in die Fabrik geklettert.«

Wie auch immer, ihre letzte Tour führte die beiden 34-jährigen durch die Gaswolke. Morgens lagen Peter und Pavol tot auf einem Acker. Beide hinterließen hochschwängere Frauen und viele Kinder. »Sehr viele Kinder«, sagte Ondres Jano.

An einem verschneiten Nachmittag kurz vor Weihnachten fuhr ein Lastwagen der Gemeinde mit einer Ladung Sperrmüll in der Siedlung vor. Irgendwo war ein auffälliges Verwaltungsgebäude abgerissen worden, und man hatte beschlossen, Holztüren und Regale, Tischplatten und Büroschränke den Roma von Velka Ida zu überlassen, als Baumaterial für ihre Hütten oder als Ofenholz zum Heizen. Eine Weile stritten sich die Bewohner um die brauchbarsten Stücke, schleppten Türen und Schrankwände ohne erkennbares Ziel von A nach B und wieder retour, bis ihr Interesse an dem gebrauchten Mobiliar erlosch und das Sperrgut über die ganze Siedlung verstreut im Schnee umherlag.

Im Frühling kehrte ich nach Velka Ida zurück. Ich hatte Fotos von der ersten Reise mitgebracht, hochwertige Schwarzweißabzüge, handgefertigt in der Dunkelkammer. Kaum hatte ich die Bilder ausgepackt, wurden sie mir aus den Händen gerissen und zerfetzt. Die Stimmung war miserabel. Sturztrunken torkelten die Männer umher, die Kinder schrien, die Frauen kreischten, alle gifteten

einander an, während ein schmieriger Typ wie Pech an mir klebte, hartnäckig bemüht, mir Ficki-facki-Videos anzudrehen. Vielleicht hätte ich besser an einem anderen Tag nach Velka Ida fahren sollen, nicht an einem Montag, statistisch gesehen der ungünstigste Tag für den Besuch eines Gadscho. »Jeden zweiten Montag wird die Sozialhilfe ausgezahlt«, erklärte mir der Woiwode Jano mit aufrichtigem Bedauern. »Dann kaufen die Leute Branntwein, trinken sich besinnungslos und wissen nicht, was sie tun. Komm in ein paar Tagen wieder, wenn alle wieder nüchtern sind.«

Der Absturz in die Bewusstlosigkeit war tragisch. Die verzweifelte Strategie, vor einem entwürdigten Leben in den Vollrausch zu fliehen, ließ die Menschen nur noch tiefer in die Entwürdigung taumeln. Dass die Flucht ins Delirium staatlicherseits nicht nur geduldet, sondern sogar gefördert wurde, war nirgends in Europa so offenkundig wie in Rumänien. Ausgezehrt und ausgelaugt, versumpft in Lethargie lag das Land nach dem Ende der bizarren Ceaușescu-Diktatur danieder. Anders als bei den samtenen Revolutionen in der Deutschen Demokratischen Republik, in Ungarn oder der Tschechoslowakei stand bei der Geburt des neuen Rumänien der Tod an der Wiege. Die Freiheit brach herein, roh, gewalttätig, mit entfesselter Wut. Neunzig Patronen feuerten Milizionäre Weihnachten 1989 aus ihren Kalaschnikows auf das Ehepaar Ceaușescu ab, als könne man im Moment der epochalen Abrechnung die bösen Geister der Vergangenheit gleich miterledigen. Der Hinrichtungsszene haftete etwas Surreales an. Zwei alte Menschen lagen in ihrem Blut, staatsmännisch bekleidet und doch beschämend nackt. Nichts war übriggeblieben vom »Titan der Titanen, der selbst der Sonne trotzte«. Der Conducator, der einst mit Phantasieschärpen auf der weltpolitischen Bühne umhergockelte, von Hofschranzen beklatscht, war zurückmutiert zu dem, was er in seinem Kern war, ein vom Machtinstinkt besessener Schustergeselle. Doch er hatte Spuren

hinterlassen, eine erschreckende Entwurzelung und Verrohung und die Gewissheit, dass Rumäniens tiefe Wunden noch lange schmerzen würden.

Meine pure Ahnungslosigkeit über den Zustand des Landes wurde mir bewusst, als ich in einer abgrundtief tristen Bergbaustadt namens Dr. Petru Groza, benannt nach einem moskautreuen Politiker und heute zurückbenannt in Ștei, einen leeren Lebensmittelladen betrat. Egal, wonach ich fragte, immer hieß es: »Nu avem.« Haben wir nicht! Weil ich durstig war, kaufte ich schließlich zwei unetikettierte Glasflaschen mit Mineralwasser, die zusammen nach heutigem Wert etwa vierzig Euro-Cent kosteten. Was für rumänische Verhältnisse damals relativ teuer war. Beim Öffnen realisierte ich, dass ich zwei Liter grauenvollen Industrie-Vodka erworben hatte.

Natürlich trieb mich die journalistische Neugier auch nach Siebenbürgen in »die schwarze Stadt«. Nach Copșa Mică. Der Name kursierte als Synonym für den Irrsinn ungehemmten staatsmonopolistischen Misswirtschaftens. Nirgends sonst in Europa hatte der Mensch die Natur und sich selbst brutaler vergewaltigt als hier. In Copșa Mică offenbarte die Terra incognita Rumänien die schwärzeste Seite ihrer Seele. Eine so verdrehte, eine so trostlose Stadt im Schatten eines monströsen, Menschen verschlingenden Fabrikungeheuers hatte die Welt bis dato nicht gesehen.

Copșa Mică, auf Deutsch Klein-Kopisch, liegt links des Flusses Târnava, rechts liegt der alte Sachsenweiler Klein-Probstdorf. Als ich 1990 erstmals die halsbrecherische Brücke überquerte, die beide Orte miteinander verband, zählte man in Siebenbürgen knapp 120 000 Deutsche. Heute sind es noch 13 000. Die Gründe, die in den frühen neunziger Jahren zu dem Massenexodus führten, leuchteten nirgends unmittelbarer ein als in der Region um Probstdorf. Zu Hunderten waren die Sachsen in die Bundesrepublik geflücht-

tet. Hals über Kopf hatten sie eine unwirtlich gewordene und perspektivlos erscheinende Heimat hinter sich gelassen, von der Hans Schörrwerth sagte, hier gehe jeden Tag die Welt unter. Schörrwerth war einer der letzten verbliebenen Sachsen. In seinem Kummer über den Niedergang seines Geburtsortes leisteten ihm nur ein paar Alte, Kranke und Verlorene noch traurige Gesellschaft. Und die Schwarzen, die Negru, wie die Rumänen die Zigeuner nannten. 1940 war Probstdorf noch ein reiner Sachsenweiler, nun stellten die Roma neunzig Prozent der Einwohner.

Galt den internationalen Medien Copşa Mică schon als ein Vorhof zur Hölle, so lebten die Zigeuner dort inmitten eines apokalyptischen Alptraums. Sie hausten in einem Elend, das sogar meinen kommentarfreudigen rumänischen Dolmetscher Victor Sineac in die Fassungslosigkeit trieb. Niemals sonst auf unseren gemeinsamen Reisen kam ihm das Wort »unbelievable« so häufig über die Lippen wie in der »fucked-up black city«. Tiefer als in Copşa Mică konnte man nicht fallen, so glaubte ich. Was sich später als Irrtum erwies.

Alles in Copşa Mică war schwarz. Das Wasser der Târnavă, die Fassaden und Dächer der einst so schmucken Sachsenhäuser, die Wiesen und Felder, die Blätter an den Bäumen, das Gemüse in den Gärten, die Kühe und Schafe, die Hühner und Hunde, die Wäsche an den Leinen und die Kleider auf den Leibern. Schwarz waren auch die Menschen. Staub und Qualm verklebten die Poren ihrer Haut, krochen in die Lungen und raubten ihnen den Atem. Das amerikanische Magazin *National Geographic* druckte damals ein Satellitenfoto der Umgebung von Copşa Mică, um zu beweisen, dass sich das unsägliche Schwarz nicht einmal von der erhabenen Warte des Weltalls verflüchtigte. Tonnen von Ruß lasteten auf dem Land, herausgerotzt von den rauchenden Schloten einer berüchtigten Fabrik, die Lampenschwarz produzierte, das zum Färben von Autoreifen benutzt wurde. »Bis Mitte der achtziger Jahre lief das Werk einigermaßen«, erzählte Hans Schörrwerth. »Dann ging

dem Ceaușescu das Geld aus. Die Filter der Anlage wurden nie mehr gereinigt.« Weit gefährlicher noch als der allgegenwärtige Ruß waren die toxischen Ausdünstungen einer gigantischen Buntmetallfabrik. Neununddreißig lange Jahre hatte Schörrwerth hier geschafft. Mit dreizehn belud er Eisenbahnwaggons mit Schlacke, diente sich hoch zum Schmelzer, um schließlich als Kontrolleur für die Wartung von Elektromotoren und Pumpen verantwortlich zu sein.

»Für die schlimmsten Arbeiten wurden ungelernete Rumänen und Straffällige herangezogen. Vor allem aber Zigeuner.« Sie mussten mit Schaufeln in die Brandkessel klettern und den Dreck aus den Ecken kratzen, wobei ein Gemisch aus Blei und Zink, Arsen und Schwefelsäure ihre Gesundheit ruinierte und ihre Lungen zerfraß. Mitgefühl schwang mit, wenn Hans Schörrwerth über »die Schwarzen« sprach. Weil er sich in Zeiten der Diktatur nicht den Respekt für seine Mitmenschen hatte nehmen lassen, hatte sich der Sachse eine unter seinen Landsleuten eher seltene Achtung vor den Zigeunern bewahrt. »Die wurden regelrecht verheizt. Morgens traten sie hungrig zur Schicht an, und wenn gegen die Bleivergiftung eine Ration Milch verteilt wurde, nahmen sie die Milch mit nach Hause für ihre Kinder.«

Einer dieser Männer war Stelian Coseriar. Ich lernte ihn in Blaj kennen, einem 22 000-Einwohner-Städtchen eine halbe Autostunde von Copșa Mică entfernt. Blaj liegt im Herzen Siebenbürgens und ist für mich seit Jahren weit mehr als eine Anlaufstelle auf meinen Rumänienreisen. Die engagierten Mitarbeiter der örtlichen Caritas haben ebenso dafür gesorgt, dass ich mich in dem alten sächsischen Blasendorf zu Hause fühle, wie mein Freund Lucian Mosneag, daselbst Priester für knapp viertausend Roma, die sich in Blaj auf drei Gemeinden verteilen. Eine davon liegt in Barbu Liautiarul, einem quicklebendigen Viertel mit verwinkelten Gassen, bescheidenen bunten Häuschen und freundlichen Menschen.